lichen, der an dieser Stelle verunglückte, oder starb, bitten sie den frommen Wanderer mitleidig um ein stilles Gedenken. In gefahrvollen Zeiten, wo Hungersnöte, Kriege und Krankheiten herrschten, entstanden sie oft.

Einsam stehen sie am Wege. Umwuchert von Gras und Blumen, gelbem Ginster und braunrotem Heidekraut. Die Inschrift ist verblichen. Regen und Wind kennen sie, blauen Himmel und Vogelgesang. Von alten Zeiten erzählen sie mit den oft naiv verfaßten Inschriften und aufgemalten Figuren. Viele Menschen sahen sie schon an sich vorüber wandern. Alle überlebten sie, und noch vielen Wanderern in kommenden Zeiten erzählen sie von vergangener Zeit und von den Menschen, die in kühler Erde ruhen.

Mit Ernst und Würde, und allem liebevollen Gedenken, das man nur einem lieben Toten zuwenden kann, sind die einsamen Kreuze und Tafeln aufgerichtet. Sie zeigen in den äußeren Formen den aufrichtigsten Willen, das Ganze möglichst kunstvoll zu gestalten, — gar wunderlich und voller Humor sind aber oft die Inschriften dieser Gedenktafeln, die meist in allzu holperiger Poesie erklingen, — gar zu bunt sind in allergrellsten Farben die näheren Umstände des Unglücksfalles auf den Holztafeln dargestellt. An dieser einfachen Volkskunst erkennen wir so recht die ungeheuchelt-wahre, wenn auch oft im Äußeren etwas bieder erscheinende seelische Einstellung und den geraden Charakter der Bevölkerung der betreffenden Landschaften. Am häufigsten finden wir denn auch diese Tafeln in Süddeutschland, in den Alpen, Tirol und Ober-Oesterreich. Nachfolgend findet der Leser einige solcher Inschriften, aus denen er weitere Einblicke erhält:

O Wanderer, stehe stille.
Schenk mir aus Herzensfülle
Mir Armen dein Gebet;
Ich werde Gott darum bitten,
Daß es dir gut auf allen Schritten
Stets gut und glücklich geht. —

✣

Es lebte fromm und recht
Der hier verdruckte (zerdrückte) Bauernknecht,
Zum Glücke war er ledig —
Gott sei ihm im Fegefeuer gnädig.
(Im unteren Inntal.)

✣

Hier liegt begraben unser Organist,
Warum? — weil er gestorben ist.
Er lobte Gott zu allen Stunden.
Der Stein ist oben — und er liegt unten.
(Die Einwohner von Mils bei Hall ihrem Organisten.)

✣

Hier in dieser Gruben
Liegen zwei Müllersbuben,
Geboren am Chiemsee,
Gestorben an Bauchweh. —
(Auf einem Friedhof am Chiemsee.)

✣

Hier liegt begraben mein Weib, — Gott sei Dank!
Sie hat ewig mit mir zankt.
Drum lieber Leser, geh' weg von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mir dir! —
(In Hall.)

✣

Durch einen Ochsenstoß
Kam ich in des Himmels Schoß.
Mußte ich auch gleich erblassen
Und Weib und Kinder lassen,
Kam ich doch zur ewigen Ruh'
Durch dich, du Rindvieh du.
(Marterl am Passeier.)

✣

N. N. liegt hier. Sie stürzte in eine
Heugabel und fand darin ihr Grab.
(Marterstöckl in Sand bei Taufers.)

✱

Die Aufhebung des Regularherrenklosters an der Brückstraße.

Von Jos. Vinc. Grunau.

(Schluß.)

Zunächst erging dann an die Bürgerschaft der Stadt am folgenden Tage das Verbot, die Regularen mit Lebensmitteln zu beliefern. Am 12. Juli wurde dann die ganze Oertlichkeit des Klosters völlig von jedem Verkehr abgesperrt. Die Konventualen blieben standhaft und hatten auch ihrerseits den Konvent gegen jeden Eindringling abgeschlossen.

Als man sah, daß den Klosterherren mit diesen Mitteln nicht beizukommen sei, erteilte der Hofmarschall v. Hoevelich in Abwesenheit der beiden Bürgermeister den Ratsherren Heinrich Quantin und Hermann Löhr am 20. Juli den Befehl, mit Gewalt vorzugehen. So schlugen denn die beiden Ratsherren mit dem Fausthammer, dem Zeichen der städtischen Gewalt, an die Mauer, worauf die begleitenden Stadtdiener mit Brechwerkzeugen ein Loch in dieselbe brachen und in das Innere eindrangen, um die einzelnen Mitglieder des Konvents hinauszuführen. Alte und kranke Ordensleute mußten sogar auf Bahren getragen werden. Es sei nicht verhehlt, daß dieses Schauspiel der Gewalt von den weitesten Kreisen der Neußer Bürgerschaft mißbilligt wurde und daß man dem auch offen Ausdruck verlieh, zumal man die Beschuldigungen als offenbare Verleumdungen erkannte.

Kloster und Kirche wurden im folgenden Jahre, 1624, dem neu nach Neuß berufenen Franziskanern vom Erzbischof überwiesen. Indessen setzten die vergewaltigten Regularherren alles daran, ihr gekränktes Recht und ihre angegriffene Ehre wiederzuerlangen, und sie fanden in diesem Beginnen eine unerwartet vielseitige Unterstützung.

Sowohl der Herzog von Jülich wie der benachbarte Graf von Dyck liehen ihnen auf dem eingeschlagenen Rechtswege ihre tatkräftige Unterstützung. Zur Entkräftung der vorgebrachten Anschuldigungen stellten ihnen sowohl die Aebtissin des Stiftes zum hl. Quirinus, wie der Rektor der auf der Oberstraße (Jesuitenhof) angesiedelten Jesuiten die allerbesten Zeugnisse aus. So wurde von dem Gregor XV. folgenden Papst Urban VIII. das dem Kloster nicht übelgesinnte Kölner Domkapitel angewiesen, die Angelegenheit einer neuen Untersuchung zu unterziehen. Diese zog sich allerdings nach damaligem Brauch mehrere Jahre hin.

Die Regularherren hatten sich in dem Rechtsgelehrten Werner Thumermat einen ausgezeichneten Anwalt ihrer Sache verschrieben. In wiederholten längeren Schriftsätzen führte er die Anschuldigungen auf ein Nichts zurück. Zunächst führte er den Beweis, daß es sich hinsichtlich des Verfalls des Klosters nicht um das St. Marien-, sondern um das außerhalb gelegene St. Nikolauskloster handele. Sodann wurde bewiesen, daß die Zahl der Regularherren nicht auf 5 gesunken, sondern auf 12 gestiegen war. Hinsichtlich des Lebenswandels wurden die schon erwähnten Zeugnisse beigebracht, welche das einwandfreie klösterliche Leben bezeugten. Als die Angelegenheit immer noch einen schleppenden Gang nahm, nahm sich auch der Kurfürst von Trier ihrer an, und so ernannte Papst Urban den Benediktus Ubaldus am 21. Juni 1627 zum Richter des Klosterstreites, und vor diesem fanden dann am 3. Dezember des gleichen Jahres die entscheidenden Verhandlungen statt, die mit einem vollen Siege der Regularherren endigten. Der Papst hob daraufhin am 7. Januar 1628 das Breve Gregors XV. wieder auf und setzte die Ordensleute wieder in ihr Besitztum ein, von dem sie 5 Jahre verdrängt waren. Die Franziskaner mußten räumen und erhielten 1635 am Judensteg, dem Markt zu, ein neues Besitztum, das uns mit dem heutigen Zeughaus und dem nebenanliegenden alten Gymnasium „Cole Deum", dem ehemaligen Kloster, noch heute erhalten ist. Die Regularherren aber bezogen wieder ihr altes Besitztum. Noch einmal im dreißigjährigen Krieg, als die Stadt eine hessische Besatzung erhielt, gab es große Not in der Stadt und die Klöster mußten zum Unterhalt der Truppen unter dem unersättlichen Obersten Rabenhaupt erheblich beisteuern. Obwohl sie selbst in ärgster Bedrängnis lebten, verlangte man vom Prior des Regularenklosters 3 Malter Roggen und eine Seite Speck. Schließlich wurde bei ihnen noch der Oberstleutnant Benting mit Weib und Kind und großer Dienerschaft und Pferden einquartiert, für dessen weitgehende Ansprüche man sorgen mußte.

Als die Franzosen in Neuß einzogen, besetzten sie alle Klöster und machten Magazine und Ställe daraus. Schon 1796 war alles Kirchengut in staatliche Verwaltung genommen worden. Am 9. Juni 1802 erfolgte dann die Aufhebung der kirchlichen Orden. Kirche und Kloster der Regularherren an der Brückstraße wurden zum Verkauf ausgeboten und an ihrer Stelle entstand die Oelmühle.

Erzieht die Kinder durch Heimatbrauch zu Heimatliebe!

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Heinrich Staab. Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß.



2. Jahrgang — Nr. 23 | Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung | 13. Juni 1928

Abschiedsgruß eines Blinden

an den verewigten Führer des Reichsdeutschen Blindenverbandes Paul Reiner.

Folgendes von einem Blinden gewidmete Gedicht zeigt in seiner ergreifenden Wärme, welch großes Glück das Augenlicht bedeutet.

Was ist der Sinn des Menschenlebens,
Wenn ihm des Auges Licht versagt,
Daß an der Wiege schon vergebens
In tiefem Gram die Mutter klagt.

Wenn ihm die bunte Welt der Erde
Ein dunkler Schleier stets verhüllt.
Und niemals ihm das Wort: „Es werde!"
Die Sehnsucht nach dem Lichte stillt!

Auch Dir war solches Leid beschieden
Den wir nun in das Grab gelegt!
Du aber suchtest Deinen Frieden
Bei dem, der Seelen aufwärts trägt.

Bei dem, der alles Leid zunichte,
Der alle Not zur Freude macht,
Und der zu ewig hellem Lichte
Emporführt aus des Lebens Nacht!

Dir war ein heller Geist gegeben,
Ein starker Glaube, fest und klar.
So ging denn aufwärts all Dein Streben,
Und Deines Lebens Inhalt war;

Die treue Arbeit an den Deinen,
Die gleicher Glaube Dir verband;
Du gabst den Großen und den Kleinen
Treusorgend Deine Freundeshand!

Und doppelt fühltest Du verbunden
Dich dem, der gleiches Schicksal trug!
Sie alle haben es empfunden,
Wie warm Dein Herz zu ihnen schlug!

Du warst ihr Freund! Gedenkend ihrer
In treuer Arbeit Tag und Nacht,
Hast Du den Blinden als ihr Führer
Zum Opfer selber Dich gebracht!

Wer fragt noch nach dem Sinn des Lebens,
Das so von Segen ausgefüllt? — —
Du gingst! Doch nimmer war vergebens
Dein Leben! Und Dein hehres Bild,

Ob wir es niemals auch gesehen,
Es steht vor uns, es wirkt und lebt,
Bis einst zu Deinen lichten Höhen
Auch unsere Seele aufwärts schwebt! — — —

Eugen Claeßens (Berlin).

✱

Auf Jugendspielfahrt in der Eifel.

Mit der Neußer neudeutschen Spielschar auf Tour.

Spielfahrt! Welcher Reiz und welche Wonne liegen in diesem einzigen Wort! Das war selbst für die Neußer Neudeutschen, die doch schon so viele kleinere wie größere Fahrten unternommen hatten, etwas Neues. Zwar hatte man schon mehrmals mit einigen Märchenspielen von W. Blachetta in Gangelt, an der holländischen Grenze, gastiert. Aber dies war nur immer für einen Tag. Nun wollte man eine regelrechte Spielfahrt durch die Eifel organisieren, die die ganzen Pfingstferien umfassen sollte.

Die letzte Woche kam heran. Täglich fand man sich zur Probe zusammen. Bis spät abends wurde in unermüdlicher, aufopferungsfreudiger und selbstloser Hingabe geprobt. Dann kam der Tag der Abreise. Schwer bepackt fanden sich 17 Neudeutsche am Bahnhof ein. Im schneller Fahrt ließen wir Neuß hinter uns und es ging über Grevenbroich nach Düren. Noch einige kleinere Stationen, und der Bahnschaffner verkündete: „Untermaubach". Schnell wurde der Tornister übergeworfen und bald standen wir auf staubiger Landstraße. Voran der Wimpelträger. Der Führer kommandierte „Horde marsch!", und mit klingendem, singendem Spiel gings unserem ersten Nachtquartier Hürtgen zu. Hier konnten wir mit einem Ständchen für freundliche und liebenswürdige Aufnahme danken. Am anderen Tage wanderten wir bei schönstem Wetter auf Lammersdorf zu. Lachender Sonnenschein war unser steter Begleiter. Am leise rauschenden Waldbach führte der Weg vorbei. Hin und wieder hörten wir in der Ferne das Singen dieses oder jenes Waldvogels und dazwischen ließen wir unsere schönen Wanderlieder erklingen, so daß einem recht fröhlich zumute wurde und die richtige Wanderstimmung aufkam. In diesem Augenblicke hätte man der ganzen Jugend zurufen mögen:

„Auf, fröhliche Jugend! Hinaus in den Wald,
Wo des Vöglein's liebliches Lied erschallt.
Hinaus in die Berge! Auf Wiesen und Hain,
Da sollt ihr euch tummeln und lustig sein.
Im Walde laßt eure Lauten erklingen
Und tuet fröhliche Lieder singen!"

In Lammersdorf sollte Pfingstsonntag unser erstes Spiel steigen. Was wird man zu unserer Spielart sagen? Werden die Stücke Gefallen finden? Wird auch alles klappen? Diese Fragen beschäftigten wohl Jeden. Der Spielscharleiter sieht auf die Uhr. 10 Minuten vor 6 Uhr. Um 6 Uhr wollte man beginnen. Auf und hinter der Bühne überhören zwei Spieler nochmals ihre Rollen. Die Prinzessin legt eben ihren Hochzeitsstaat an (weißes Kleid, weißer Schleier und blaue Schärpe). Dort läuft der Spielscharleiter erregt von einem zum anderen Ende der Bühne. Händeringend ruft er nach den noch fehlenden Requisiten. Als einleitende Ouvertüre sang man: „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach . . ." Keuchend und prustend trat der erste Knecht auf, einen Sack Papier . . . — Malter wollte ich sagen — im Kreuz. Das Spiel fing gut an. Gleich zu Beginn war der Kontakt mit dem Publikum geschaffen. Köstlich amüsierte man sich, als im weiteren Verlauf ein wirklicher, leibhaftiger Esel auf allen Vieren die Bühne betrat. Es war zwar nur ein verkleideter Esel. Trotzdem der Eselspieler seine Sache ausgezeichnet machte, hätte man ihm

zurufen mögen: „Du dummer Esel, solche eselige Rolle zu übernehmen". Angenehm war sie auf jeden Fall nicht. Als der Esel mit seinem Müller zusammenbrach, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Es war aber auch ein Bild von ausgezeichneter Wirkung, da der Müller — die Beine gen Himmel gerichtet — versucht aufzustehen, aber nicht hochkommen kann, während die Knechte händeringend und haareraufend umherlaufen. Unvergleichlich war auch die Szene, da ein jeder der drei Knechte sein buntes Schnupftuch hervorzieht, seine Tränen abtrocknet und den Esel unter Heulen und Schluchzen um Verzeihung anfleht. Die Aufführung hatte Tempo und Schmiß. Als zweites Stück spielte man „Pechvogel und Glückskind" und darauf „Das verwunschene Schloß", beide von W. Blachetta. Zuschauer, Spieler und Spielscharleiter waren vollauf zufrieden gestellt.

Inzwischen war es Abend geworden. Froh lächelnd schaute der Mond auf uns herab. Dunkel hoben sich die Umrisse mächtiger Berge vom blauen Horizonte ab, der über und über mit Sternen besät war. Ein kühler Abendwind ging durch die Blätter der Bäume. Schnell warfen wir unseren Mantel über. Hinaus gings durchs freie Feld bis zum nächsten Waldesrand. Tiefe Stille ringsum. Schweigend ließen wir uns am Waldesrand nieder. Einer stimmte das Abendlied: „Es dunkelt schon in der Heide . . ." an. Wir alle sangen unwillkürlich mit. Dazwischen tönte der wohllautende Klang des Saitenspiels. Dann klang es noch über das weite Rund der Felder hin:

„Kein schöner Land in dieser Zeit,
Als hier das uns're weit und breit,
Wo wir uns finden
Wohl unter Linden
Zur Abendzeit."

Stumm erhoben wir uns. Einer sprach das Abendgebet und dankte Gott. In gehobener Feststimmung gingen wir darauf zur Ruhe, mit einem großen Erlebnis reich beladen. So verbrachten wir unseren ersten Pfingstfeiertag.

Am nächsten Tage führte uns unser Weg an der Lammersdorfer Heide vorbei zum Lönsdenkmal. In steiler Felsenwand war hier eine Lönsgedächtnistafel eingehauen. Rechts von uns befand sich die Lammersdorfer Heide. Wir sangen alle Löns zu Ehren das Lied: „Auf der Lüneburger Heide . . ." Darauf brachten wir ein dreifaches zackiges „Alf Heil!" auf unsere Bundesbrüder in Nord und Süd, in Ost und West und auf die gesamte deutsche Jugend aus. Wie herrlich und schön kam mir in dieser Stunde mein geliebtes Vaterland vor. Und wie weit schien mir die Lammersdorfer Heide! Doch es wurde Zeit zum Aufbruch. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt . . ." sangen wir zum Abschied. Dann noch ein letzter kräftiger Händedruck, ein Händewinken und bald war unser Freund dem Gesichtsfeld entschwunden. Unter schattigem Laubdach legten wir uns an einem Bache zur Mittagsruh. Die hohen Birken wiegten ihre Wipfel im frischen Morgenwind. Weiter gings. An romantisch gelegenen Mühlen und efeubewachsenen Häusern vorbei. Immer dem sich in buntem Lauf dahinschlängelnden Waldbächlein entlang bis nach Dedenborn. Schnell war hier ein Nachtquartier im Stroh versorgt. Dann zog die 17köpfige Schar durchs Dorf. Ein Sprechchor verkündete: „Heute abend um 6 Uhr Theaterspiel unter der Dorflinde. Eintritt frei."

Noch waren es nicht ganz ½6 Uhr. Und schon hatte sich eine stattliche Anzahl Kinder eingefunden. Interessant war es nun zu sehen, wie die Erwachsenen allmählich von allen Seiten herankamen, viele mit Stühlen beladen. Die güldene Abendsonne stand eben in roter Glut am fernen Horizonte zwischen zwei mächtigen Bergkuppen und sandte ihre letzten Strahlen aus. Das Spiel begann. Hier trieb der Hofnarr seine Späße, erledigte der König seine Staatsgeschäfte, bangte das Prinzeßchen um seinen „lieben Hans". Hier humpelte der allzu ängstliche Kanzler, trippelte die müde Kammerfrau, die manchmal am liebsten gleich in den Boden versunken wäre, und der zum Schluß der Mund vor Staunen stehen blieb, als Hans Wurst die Geister aus dem Schlosse vertrieben hatte. Das Spiel schien den Kindern gefallen zu haben. Zum Schluß dankten sie durch reichen Beifall. Aber auch der alten, ehrwürdigen Dorflinde schien es gefallen zu haben. Erstaunt über all die bunte Farbenpracht der Kostüme, erhob sie ein leises Lispeln und Raunen, gleich als ob sie uns Dank sagen wollte.

Unser nächster Spielabend fand in Gemünd statt. Auf einer Freitreppe hinter der (Wiese) Stadthalle hatten wir den Thron aufgebaut. Auch hier fand das Spiel viel Anklang. Ein Lob aus dem Munde des Stadtoberhauptes war uns allen schönster Lohn. Stolz waren wir darauf, am anderen Morgen in der „Eifeler Volkswacht" lesen zu können, daß wir die Stücke mit Eifer und Lebendigkeit gespielt hätten und wir unserer Aufgabe gerecht geworden seien. „Denn nur das ist eine vorbildliche Jugendbewegung, die auf dem Worte Volk aufbaut", so schloß der Artikel.

Am anderen Tage gaben wir uns mit noch einmal so viel Freude dem Spiele hin. Diesmal waren die Zöglinge des Klosters Steinfeld unsere Zuschauer. Diese wußten uns recht herzlichen Dank, daß wir ihnen etwas Abwechselung gebracht hatten. Nachdem die Worte:

„Jetzt, Brüder, eine gute Nacht!
Der Herr im hohen Himmel wacht,
In seiner Güten
Uns zu behüten,
Ist er bedacht"

in die still hereinbrechende Nacht verklungen waren, legten wir uns zur Ruhe.

Nun standen uns noch drei Tage zur Verfügung. In Münstereifel und Meckenheim sollten wir noch spielen. Es wurden unsere besten Aufführungen. Besonders bei der letzten Aufführung gab sich ein jeder nochmals so recht dem Spiele hin. Als der letzte Satz gesprochen war, war es ½12 Uhr. Schnell wurden die Sachen gepackt. Um 12 Uhr endlich konnte man sich dem wohlverdienten Schlafe hingeben. Ich ließ die ganze Fahrt mit all ihren Schönheiten und Erlebnissen nochmals an meinen Augen vorbeiziehen. Und ich konnte mir sagen, daß wir die Aufgabe, die wir uns gestellt hatten, ganz gut gelöst hatten und daß die Fahrt nicht nur vielen Eifelbewohnern, sondern auch uns selbst manche Freude gebracht hatte. Ein stilles, zufriedenes Lächeln trat in meine Züge, und während draußen der Wald eine Sinfonie von der Pracht und Schönheit der Welt blies, schlummerte ich endlich ein. Trotzdem am andern Tage unsere Fahrt beendet war, summte es mir noch immer in den Ohren:

„Wir wollen zu Land ausfahren,
Wohl über die Fluren weit.
Aufwärts zu den klaren
Gipfeln der Einsamkeit.
Lauschen woher der Sturmwind braust,
Schauen was hinter den Bergen haust
Und wie die Welt so weit."

H. A.

*

Spruch des Sehers.

Gepriesen seist Du, Herr, in unserem Bruder, dem Tod!
(Franz von Assisi).

Das Leben ist:

Der Pfad der Prüfung,
Die Schule der Entselbstung,
Ein Markt des Verdienstes,
Ein Traum Schlafender.

Der Tod:

Ein blumenbekränztes Tor,
Der Mehrer unsres Seins
Der große Augenaufschlag,
Der Seelen Brautgang,
Aller Hoffnung Erfüllung,
Unsres Wesens Vollendung und Krone
und Siegel in Ewigkeit.

Geburt ist Sterbens Anfang;
Der Tod des Lebens Aufgang.
Strahlender Beginn!

Karl Gabriel Pfeil (Reuß).

*

Bauernstand und Heimatgedanke.

Von J. Scholle (Büderich).

Fest mit der heimatlichen Scholle verwachsen, stolz in dem Bewußtsein einer Zugehörigkeit zu ihm, sieht der Bauer auf eine Tradition zahlreicher Jahrhunderte zurück.

Die Anfänge des Bauernstandes sind in der Prähistorischen Zeit, als sich die Menschheit, die vorerst nur von der Jagd und dem Fischfang gelebt hatte, dem Ackerbau zuwandte.

Die Chroniken berichten von Sippen und Familien. Hatten diese auch anfangs eine untergeordnete Bedeutung, so wuchs doch ihre Kraft mit der Zunahme der Mitglieder, die meist seßhaft blieben. Auch die heutigen Bauern bleiben auf ihren Höfen, wenn auch einzelne Mitglieder abwandern, in die Stadt ziehen und sich der Industrie zuwenden.

Die seßhaft gebliebenen Bauern geben dem Bauernstande sein Gepräge.

Der Bauer züchtet sein Vieh und ringt dem Boden die Erzeugnisse ab, die zur Nahrung dienen. Volkswirtschaftlich gesehen ist der Bauer gleich der Industrie ein Produzent, auf den die Menschheit einfach nicht verzichten kann. Das Wesen des Bauern hat sich in dem sich stets wechselnden Kampf mit den Naturelementen gehärtet, welches sich in den markanten Zügen seines Gesichtes wiederspiegelt.

Selbst in alter Zeit war nicht allen Bauern das Glück beschieden, eigener Herr auf eigenem Grund und Boden zu sein. Fronwesen und Leibeigenschaften hatten die Bauern zu Sklaven ihrer Grundherrn gemacht. Der Bauernkrieg im Bauernstand im Jahre 1525 in Ober- und Mitteldeutschland, dem zahlreiche Aufstände vorangegangen waren, durch den die Bauern ihre gedrückte Lage zu verbessern suchten, so auch in den Jahren 1476, 1492, 1502 am Rhein der „Bundschuh", 1514 in Württemberg der „Bund des armen Konrad", haben bewiesen, daß der Bauer stark genug war, den lodernden Brand in den Gauen zu entfesseln. Wurde den Bauern hierdurch die erhoffte Besserung nicht restlos zuteil, so war doch ein Grundstein zum Aufstieg gelegt worden.

Naturgemäß gab es und gibt es auch noch heute innerhalb des Bauernstandes Unterschiede, die nach dem Besitz abgemessen werden. Bauer ist jeder, der die Landwirtschaft auf einem Landgut (Bauerngut) als selbständiges Gewerbe betreibt. Kleinbauern, die Besitzer kleiner sich nicht völlig ernährender Parzellen, werden auch als Halbbauern, Halbspänner oder Halbhufner bezeichnet. Im Ravensberger Land (Reg.-Bez. Minden) gibt es noch heute für den Halbbauern die Bezeichnung Kolon. Ein „Kolon" erhält gegen die Verpflichtung von soundsovielen Tagen unentgeltlicher Hilfeleistung im Jahr, ein Häuschen und ein paar Morgen Land in Pacht von dem Großbauern. Der Großbauer heißt auch Vollbauer, Vollspänner oder Hufner.

In der Eigenart der Namensbezeichnung findet man im Ravensbergischen häufig vor dem eigentlichen Namen eines Bauern die Worte „Meyer zu", wie Meyer zu Jerrendorf, Meyer zu Köker usw. gezeichnet. Diese Beigabe zum Namen ist ähnlich wie ein Adel und hat seine Abstammung von Wittekind (10. Jh.), dessen Gebeine in der Kirche zu Enger bei Bielefeld beigesetzt sind. An der Ruhr ist zum Gegensatz hierzu „Schulte" dem Hausnamen vorgesetzt.

Winkt dem Kaufmann und dem Handwerker auch anderwärts die Möglichkeit eines Erwerbs, so ist dem Bauern durch die Unverpflanzbarkeit des Bodens diese Möglichkeit beschnitten. Gerade hierdurch, weil festverwurzelt mit der heimatlichen Scholle, bildeten sich Stand und Stamm, Art und Wesen durch viele Jahrhunderte. Markant ist in manchen Gegenden das Beieinanderwohnen vieler Bauern gleichen Namens auf einer verhältnismäßig begrenzten Fläche. Es verlohnte sich oft der Mühe zu erforschen, ob diese alle nicht den gleichen Urahnen ihr eigen nennen.

Das Alte ist stets dem Bauern lieb gewesen, wenn es seine Vorzüge hat. So ist die Gewohnheit, dicht bei den Bauernhöfen außer Obstbäume auch Eichbäume anzupflanzen, wie man sie auch heute noch bei vielen Höfen sieht, auf Anordnung des Großen Kurfürsten (1640—1688) zurückzuführen. Nach dem 30jährigen Krieg befahl er, daß kein Bauer heiraten durfte, bevor er nicht sechs Obstbäume veredelt und sechs Eichbäume gepflanzt hatte.

In engster Verbindung mit dem Bauernstand stehen die Rentenbriefe, welche durch Vermittlung und unter Garantie des Staates eingeführt worden sind. Die Rentenbriefe wurden vom Staat den Grundherrn, unter Verzichtleistung auf die Natural- und Dienstleistungen, zu denen in früheren Zeiten die Bauern ihren Grundherrn gegenüber verpflichtet waren, ausgehändigt, während die von ihren Lasten befreiten Bauern an den Staat Geldrenten zu zahlen haben. Die Einführung der Rentenbriefe war hauptsächlich ein Verdienst des Freiherrn vom und zum Stein, wenngleich auch erst nach seinem Tode das Rentenbank-Gesetz von 1850 in Kraft kam. Stein, welcher von 1804 bis 1808 Mitglied des preußischen Ministeriums war, hat sich um den Bauernstand, durch die Befreiung des Landvolks von der Hörigkeit, große Verdienste erworben.

Wird auch der Bauernstand meist rein materiell angesehen, so gab er dem Volksganzen doch in ideeller Hinsicht seine Werte. Im Sprachgebrauch hat das Leben manche Begriffe gehärtet und unzerstörbar festgelegt. Die Bauernregeln, die meistens nach dem Kirchenkalender gehen, und die Wetterberichte weissagen, haben ihre Verbreitung gefunden. Auch sind bekannt: Bauernfänger, Bauernstolz, Bauernschläue, Bauernschwänke, Bauernschädel, Bauernfron, Bauernwetzel und andere mehr. Die plattdeutsche Sprache, die in den Städten der Neuhochdeutschen mehr und mehr weicht, lebt im Bauernstand noch immer als vorherrschend fort. Dieses Verdienst des Bauernstandes um den Sprachgebrauch haben die Regierungen zu würdigen gewußt. Die Schulen sollen dieser Mundart einige Pflege angedeihen lassen.

An der Entwicklung des Zeitungswesens nahm auch der Bauernstand regen Anteil. Vermochte doch nicht jeder sich mit Weisheit und Geschick den Schlägen der Natur so entgegen zu stemmen, daß er Verluste fernhielt. Hier setzte die aufklärende Tätigkeit der Fachzeitschrift ein. Von den 3252 in Deutschland erscheinenden Zeitungen, wie dieses an den Universitäten in Hamburg und München festgestellt worden ist, sind 449 landwirtschaftliche Fachzeitschriften. So wurde bewiesen, daß die Landwirtschaft über die meisten Fachzeitschriften verfügt.

Hat sich auch heute der Bauernstand zur besseren und ergiebigeren Bewirtschaftung des Bodens die Erzeugnisse der Industrie zu Nutze gemacht, hat selbst der Siegeszug des Motors als Ersatz für Pferdekraft den Landmann nicht verschont, so sind doch die idyllischen Reize des Landlebens erhalten geblieben.

Und wer hinauszieht aufs Land, die weiten Fluren und Halden durchwandert oder durchfährt, wer noch einen Sinn hat für Natur, für Werdendes und Vergehendes und fehend bleibt, den durchdringt hier, vom Odem der frischen Luft berauscht, vielleicht ein Schauer vom Ewigen und Beständigen. Hier, in den abgelegenen Dörfern, wo die ferne alte Zeit und neue Zeit sich verbinden, wo die Hast und das Getriebe noch nicht das ihnen anhaftende Bleichgesicht hinterlassen haben, da ist die Mutter-Natur die Allbeglückende, die Kraft und Segen spendende Mutter-Erde.

*

Das Lied der Not*).

Von Franz Xaver Pieper.

Es klingt ein Lied von Anbeginn der Zeit
Durch diese Welt in wehen Mollakkorden,
Umbraust des Himmels goldnen Kuppelsaal
Und rüttelt machtvoll an der Hölle Pforten

Es ist ein Lied, das dunkle Lied der Not,
Der Winternacht, aus Lenzeslust geboren,
Der Schrei Ertrinkender, die Halt und Ziel
Und Ankergrund im Lebenssturm verloren.

Der Liebe Klage ist's, die irren Blick's
Hineinschaut in der Gräber dunkles Gähnen,
Die ihrer Hoffnung Kränze welken sieht
Und sie begießt mit der Verzweiflung Tränen.

Es ist der Durst nach Frieden, Glück und Lust,
Der Sehnsuchtsruf von Millionen Lippen,
Verdorrt und blühend, welk und jugendheiß,
Ein einzig Mal am Freudenkelch zu nippen.

Es ist des Elends banger Hilferuf,
Das Wahnsinnslachen von verkomm'nen Armen;
Vieltausendstimmig braust der Chor daher,
„Erbarmen", gellt es durch die Welt, „Erbarmen!"

Wer hört's? Wer hilft? — — Geschlechter sinken hin,
Und neue kommen, die das Elend erben,
Der Tod hält grauf'ge Ernte Jahr für Jahr — —
Das Elend überlebt das große Sterben!

— — — — — — — —

Es klingt ein Lied von Anbeginn der Zeit
Durch diese Welt in wehen Mollakorden,
Umbraust des Himmels goldnen Kuppelsaal
Und rüttelt machtvoll an der Hölle Pforten.

*

Bildstöckl.

Von Ludwig Fischborn.

Am steilen Gebirgspfad ragt ein bemooster Steinblock einsam und verlassen aus grünem Knieholz hervor. Im weiten Feld steht auf steinigem Hügel ein kunstvoll behauenes Sandsteintempelchen. Wer kennt sie nicht, wer hätte sie noch nicht gesehen? „Marter", „Steinmarter", „Marterstände" und „Bildstöckl" werden sie genannt und für den Unglück-

*) Der junge katholische Dichter bringt demnächst unter Mitwirkung anerkannter und führender Dichterpersönlichkeiten aus dem katholischen Lager im Wallisfurth-Verlag zu Essen eine Anthologie katholischer Lyrik der Gegenwart heraus. Man muß dieser ersten katholischen Anthologie, die eine Revue unserer Gegenwärtigen darstellen soll, mit großem Interesse entgegensehen.